



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von Leben und Arbeit eines deutschen Erziehers

Lietz, Hermann

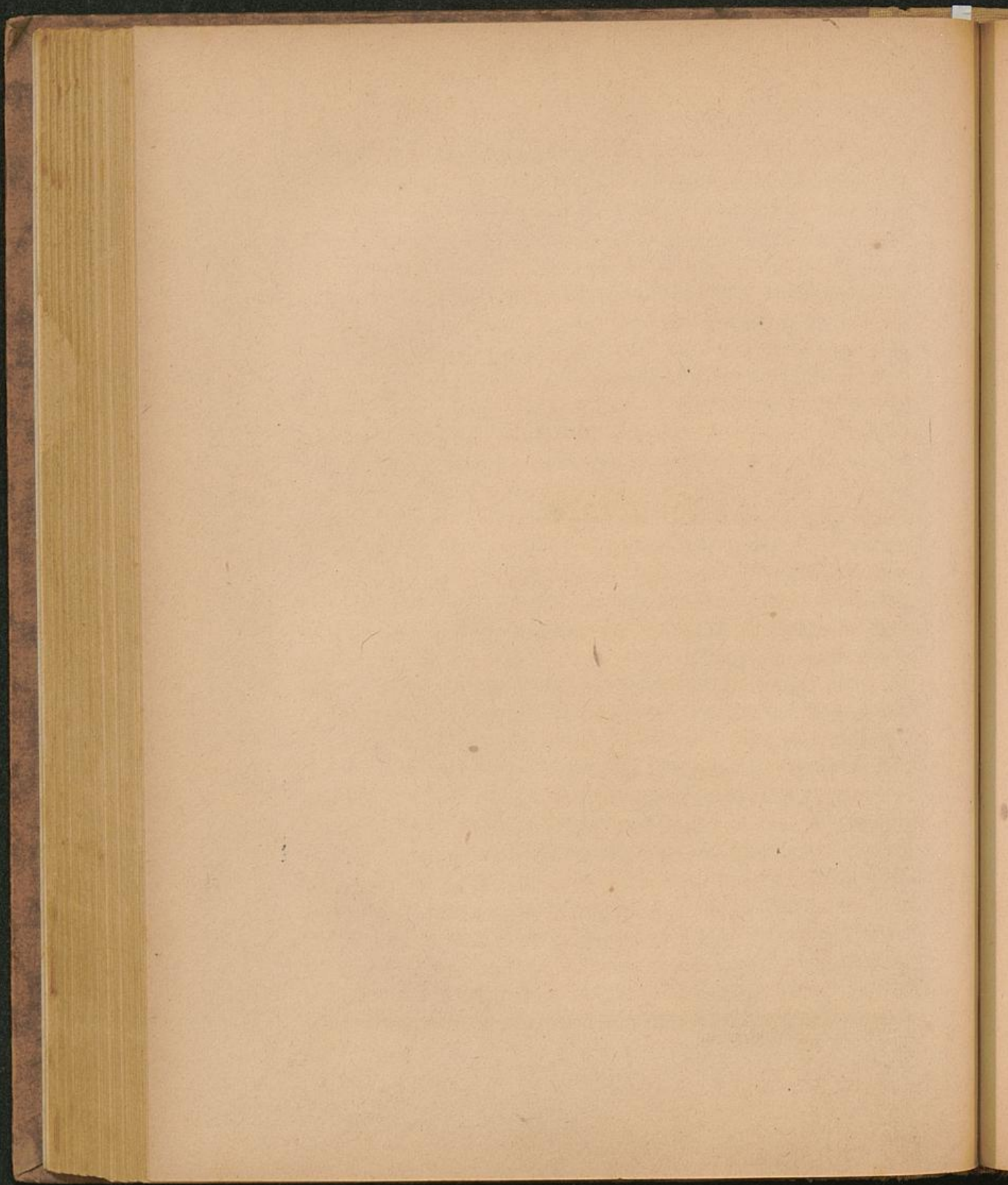
Veckenstedt am Harz, 1922

Haubinda

urn:nbn:de:hbz:466:1-31086

Saubinda.

11 Bl. 8, Lebenserinnerungen.





erzog Georg II. von Sachsen-Meiningen erfreute sich mit Recht des Vertrauens, in seinem Lande ernstesten kulturellen Bestrebungen Schutz und Schirm zu gewähren. Der tatkräftige Leiter seines Ministeriums war ein Sohn des bedeutenden Pädagogen Ziller. Auf meine persönliche Anfrage bei ihm antwortete er, man werde einem L. E. S. in S.-Meiningen nicht die geringsten Hindernisse in den Weg legen, ihnen jegliche Entwicklungsmöglichkeit und Freiheit gewähren. Irgendwelche materielle Beihilfe dürfe ich allerdings von diesem armen Lande nicht erwarten. Nun, diese wurde ja auch keineswegs von mir erhofft und gewünscht. Nur Gelegenheit zu ungestörtem Schaffen entsprechend eigener gewissenhafter Überzeugung suchte ich. Dieser aus bitterer Erfahrung geborne Wunsch wies mich nach Herzog Georgs Lande.

Etwa 250 Kilometer weit wegziehen vom Ilfenburger Heim? Die damit verbundenen großen Nachteile schlug ich damals gering an. Ich verließ mich darauf, daß man im L. E. S. Ilfenburg auch nach unserem Scheiden im alten Sinne weiter arbeiten werde. Raum kam mir der Gedanke, daß dies anders kommen könnte. Und doch hatte ich damals und noch Jahre nachher keinen Vertreter, der durch längere, treue Mitarbeit wirklich erprobt war. Bestand doch das Heim erst drei Jahre.

Aber die bisherigen Erfahrungen im Wernigeroder Kreise ließen mir kaum eine andere Wahl. Oder rechtfertigte das hier Erlebte etwa Pläne, die sich mit Erweiterung des Ilfenburger Heims, mit Ankauf der Pulvermühle befaßten? Kaum. Noch fehlten die guten Erfahrungen der späteren Zeit in diesen und in anderen Teilen Preußens, der Rückhalt einer stärker gewordenen öffentlichen Anteilnahme für die Heime. Auch fand ich in der näheren Umgegend kein so großes, günstig gelegenes Gut, wie ich es suchte. Und schließlich glaubte ich, daß nicht nur die Trennung der Altersstufen im Alumnat notwendig sei, sondern daß es meinen Schülern auch mancherlei Vorteile gewähren würde, wenn sie nacheinander verschiedene charakteristische Landschaften und Bevölkerungstypen des Vaterlandes kennen lernten. Schwierigkeiten beachtete ich in jenen Lebensjahren überhaupt nicht. Wenn mein Tagewerk in Ilfenburg zu Ende war, setzte ich mich auf Rad oder Bahn, fuhr durch die Harzer- und Thüringer Berge nach Saubinda, und ging dort, in den Morgenstunden angekommen, unverdrossen und frisch meiner Arbeit nach. Später mußte ich auch Bieberstein in meine Rundreise einbeziehen. Daß mir dies auch einmal schwer fallen könnte, bedachte ich damals nicht.

Redlich habe ich mit den ältesten Schülern als Wandergenossen nach einem neuen Heimplatz gesucht. Oft hatten wir zu Fuß und mit dem Rad bereits den Harz abgestreift. In einer Zeitungsanzeige hatte ich dann möglichst genau angegeben, was für eine Besitzung ich wünschte, eine solche mit Wald und Wasser, gesunder und günstiger Lage, guten Gebäuden, usw. In den Michaelisferien 1900 fuhren wir nun ins Thüringer Land. Im Weimarischen, dem trauten Jena und Eisenach nicht ferne, sahen wir Güter an, im Gotha'schen gleichfalls. Von da radelten wir ins Meiningische, ins Werratal. Wohl mehr

als zwölf, z. T. schöne und große Güter, zuletzt Jerusalem bei Meiningen, hatten wir schon besichtigt. Aber keines hatte uns ganz gefallen. Wohin nun weiter? Kein anderes Angebot wies uns den Weg. Da kamen wir an der Werratal-Landstraße ins Gespräch mit Anwohnern, wahrscheinlich war es bei einer Radausbesserung. Bald hörten die, was wir suchten, und ein jüdischer Händler machte uns auf ein in der Gegend gelegenes Gut aufmerksam. Wir beschlossen, es sofort aufzusuchen. Der Weg war weit, und führte aufwärts. Gewitterwolken zogen herauf. Doch bevor das Wetter losbrach, waren wir unter den Dächern des Gutes geborgen. Schon aus der Ferne, in der Beleuchtung der Gewitterwolken und Blitze, hatte uns seine Lage gefallen. Als nun das Wetter vorüber war, es in der goldenen Abendsonne in seiner ganzen Schönheit dalag, als wir seinen Wald, seine Wiesen und Felder, Ställe, Gärten, den Park, und das schöne Wohnhaus durchschritten, als wir die Spuren seiner Geschichte — es war ein altes Klostersgut — entdeckten, vor allem, als wir den herrlichen Blick von der Höhe ins Tal genossen, da waren wir alle entzückt und darin einig: Hier müsse das zweite Heim entstehen!

Die sofort angeknüpften Verhandlungen verliefen zunächst nicht ungünstig. Zwar wurde ein Preis gefordert, der den damaligen landwirtschaftlichen Wert etwa um das Doppelte überstieg, 425 000 Mark, wenn ich nicht irre. Das schreckte mich aber keineswegs ab. Später wurde der Preis noch ganz bedeutend ermäßigt. Denn inzwischen war ich auch auf Haubinda bei Hildburghausen aufmerksam gemacht worden; hatte es an einem Sonntagmorgen, Ende Oktober war es wohl, mit einem älteren Kameraden, Andreas P. zusammen besucht. Für das landwirtschaftlich noch wertvollere und mehrere 100 Morgen größere Gut waren mir damals 275 000 Mark abgefordert worden.

Ein großer Nachteil, soll ich sagen Fehler?, war es nun, daß ich mir bei der Fülle meiner Ilfenburger Arbeit keine Zeit zur persönlichen Unterhandlung mit den Besitzern nahm, sondern aus der Ferne brieflich verkehrte und durch andere Personen vermitteln ließ. Dabei gab es Mißverständnisse, Verzögerungen, und — die Entscheidung schien zu drängen — schließlich doch wohl Überstürzung. Ich hatte mich dazu bereit erklärt, für das kleinere Gut den Preis zu zahlen, der für das landwirtschaftlich wertvollere Haubinda gefordert wurde. Darauf war von der Gegenseite die Verhandlung plötzlich abgebrochen worden. Inzwischen wurde der Preis von Haubinda um 25000 Mark gesteigert. Zeit und Vermittler drängten zum Abschluß. Wir mußten doch wissen, wo wir in einigen Monaten bleiben sollten. So entschied ich mich für Haubinda. Aber jenes Gut konnte ich niemals vergessen!

Zu der ersten großen Schwierigkeit, der weiten räumlichen Trennung des neuen Gutes vom ersten Heim, kamen nun eine Menge noch größerer. Die doch verhältnismäßig bedeutende Rauffsumme hatte ich allerdings in wenig Tagen beisammen. Über Mangel an mir bewiesenem Vertrauen konnte ich wahrlich nicht klagen! Ich dachte nicht daran, mir diese und später geliehene verzinzbare Kapitalien für eine längere Zeit zu sichern. Um solche Sicherheit nachzusehen, erschien mir nicht vornehm. Und doch: konnten die Besitzer nicht wechseln, später die Gelder nicht selbst benötigen? Würde ich dann immer Ersatz schaffen können? Der erste leichte Erfolg blendete mich erklärlicher Weise und ich war in diesen Dingen damals noch unerfahren und zu vertrauensfelig. Eine andere Schwierigkeit war aber noch viel größer.

Wohl sah ich ganz deutlich, daß auf dem ersten Gut einer Heimgründung schon viel besser vorgearbeitet war. Geist und

Schweiß der Klosterleute, Kapital und Arbeit späterer Besitzer hatten viel Schönes geschaffen: Park, große Gärten, Wasserleitung, Teiche, Wohnhäuser. In Haubinda mußte man das meiste, was die Schule benötigte, selbst schaffen, alles ganz von vorn anfangen. Das hatte ja auch seinen Reiz; eigene Tatkraft wurde dadurch in die Schranken gefordert. Aber würden Arbeit und guter Wille dabei allein genügen? Gehörten nicht auch Kapitalien dazu, die weit über die Rauffsumme und das im kleineren, ausbaufähigen Ilfenburg Angelegte hinausgingen? Mußte hier nicht sehr schnell vieles geschaffen werden für mehr als 50 Schüler und deren Lehrer, die doch Wohn- und Schulräume, alles zum Leben Nötige vom ersten Tage an gebrauchten? Alle diese Schwierigkeiten zu überwinden, getraute ich mich. Und doch hatte ich außer dem schwachen guten Willen einiger Schüler und der unermüdlich vom ersten Ilfenburger Tage an mit mir arbeitenden Hausdame kaum eine völlig opferbereite und leistungsfähige Seele um mich. Auch das ahnte ich damals nicht: Die Zeit sollte kommen, in der ich von allen verlassen zu sein glaubte, in der mir Haubinda als ein bodenloser Schlund erschien, den keine Arbeit bei Tag und bei Nacht, keine Hilfe schließen könne.

Für ein D. L. E. S. hat Haubinda mancherlei Vorzüge. Daß es in Sachsen-Meiningen lag, war mir damals vor allem wichtig. Die darauf gesetzten Erwartungen sind in Erfüllung gegangen. Dem Herrscherhaus und der verständnisvollen Regierung des Landes bin ich dafür von Herzen dankbar. Niemals sind mir ernstliche Schwierigkeiten irgendwelcher Art in den Weg gelegt worden. In der Leitung des Heims, Anstellung von Lehrkräften, Gestaltung des Lehrplanes, Einführung und Benutzung von Lehrbüchern, in allem ließ man mir völlige Freiheit. Man wird sich wohl gesagt haben: „Sache der

Regierung und Behörden darf es nicht sein, unnötige Schwierigkeiten zu bereiten, pedantisch und schablonenhaft zu verfahren, wenn Hunderte von Eltern auf Grund ihrer Erfahrungen durchaus vertrauen. Denn schließlich ist doch eine Schule um der Eltern und Kinder willen da.“ —

Daß aber der Regierung die Schule durchaus nicht gleichgültig war, beweisen die Besuche Herzog Georgs II. Eigenartig war der Anlaß seines ersten Besuches. Er weilte in seiner etwa 10 km vom Heim entfernten Feste Heldburg. Wie andere Gutsherrn der Umgegend wollte auch ich ihm meinen Besuch machen und ließ beim Hofmarschall anfragen, wann dies geschehen könne und ob ich in unserer Schultracht erscheinen dürfe. Der Bescheid traf ein, S. Hoheit werde selbst nach Saubinda kommen. Am dem Nachmittag, als der Fürst eintraf, waren die Jungen und ich fern vom Haupthaus bei der Ernte-Arbeit, alle möglichst leicht gekleidet, in Sandalen, kurzer Spielhose und Sommerweater. Schweißtriefend kamen wir gerade noch zur rechten Zeit an. Besonders gut gefielen dem Herzog wohl unser Ballspiel und Schwimmen. Auch das Erb- Herzogspaar besuchte uns später. Vor allem aber bezeugten Prinz Ernst, der zweitälteste Sohn Herzog Georgs und seine Gemahlin, Frau von Saalfeld, ihr Vertrauen zum Heim, indem sie uns ihren Sohn Jörg zur Erziehung übergaben und die verschiedenen Heime wiederholt aufsuchten. Das taten auch der Leiter des Ministeriums, Herr von Ziller, und verschiedene seiner Kollegen. Geheimrat Schmidt, der leider inzwischen verstorbene Schulrat des Herzogstums, zeigte uns stets liebenswürdiges Wohlwollen vor allem auch bei den Prüfungen der Schüler in Sonneberg. Auf Grund vieljähriger Erfahrungen kann ich also sagen, daß unser L. E. S. nichts von alledem erfahren hat, wessen man späterhin die meiningischen Behörden beschuldigt

hat, sondern das gerade Gegenteil. — Nach den früheren Erlebnissen in Ilfenburg wirkte dies Entgegenkommen besonders wohlthuend. Späterhin haben wir auch bei der preussischen Regierung in Rassel ähnliches Wohlwollen gefunden.

Noch weitere Vorzüge hat Haubinda: so die abgelegene, rein ländliche Lage. Etwa fünf km und mehr im Umkreis des Gutes nichts als Wälder, Felder, Hügel, eine echt thüringsche Landschaft. Das Gebiet des Gutes bildet ein ziemlich abgeschlossenes Tal mit schönen Rundblicken von seinen Randhügeln. Ein Bach, die Kreck, durchfließt es von Norden nach Süden. Am Westrand erhebt sich dichter, schöner Fichtenwald „der Brommharz“, neben ihm die Höhe mit dem Gedenkcreuz aus der Zeit der Freiheitskriege. Dahinter das friedlich gelegene Dörfchen Schlechtsart. Am Ostrande dehnt sich der umfangreiche Haubindaner, Streufdorfer und Westhausener Mischwald aus mit dem sagenumspunnenen Hexenhügel im Norden. Von ihm aus hat man einen herrlichen Blick auf die Gleichberge, die Festen Straufshain, Koburg und Heldburg. Etwa 450 Morgen Wald, 100 Morgen Wiesen, 800 Morgen Acker umfaßt der Besitz. Eine eigene Chaussee von etwa 3 km Länge führt durch ihn. An sie schließen sich die Wiesen, daran auf beiden Seiten Felder und an deren Rändern erhebt sich der Wald. So ist das Tälchen geschützt und gut bewässert. In seiner Mitte liegt hart an der Straße der große, stattliche Hof, das Herrenhaus auf der Höhe am Wege, etwas weiter dem Bache und den Wiesen zu die großen aus Sandsteinquadern gebauten Wirtschaftsgebäude. An 20 Pferde, 14 Zugochsen, 60 Rühe, 250 Schafe, 50 Schweine und viel Geflügel hatte ich in den Ställen. Viele wertvolle Obstbäume standen an den Gutsstraßen und im Garten. Schöne Karpfen sprangen im Gutsteich neben dem Wirtshaus und der Regalbahn.

Schmiede, Mühle, großer Backofen, geräumige Keller fehlten nicht. Alles, was wir zum Leben brauchten, verhiess dieser Besitz herzugeben.

Gelegenheit, praktische Arbeit jederlei Art zu erlernen, bot er allen. Das Fichte'sche Ideal eines geschlossenen Handelsstaates, die Goethe'sche „pädagogische Provinz“ schienen in dieser kleinen, in sich abgeschlossenen Welt durchführbar zu sein. Vor Aufdringlichen, Neugierigen, Störenden waren wir hier geborgen. Daß Abgeschlossenheit, Entlegenheit, Schwierigkeit der Verkehrsbedingungen auch mancherlei Nachteile mit sich bringen, schätzte ich damals nicht hoch ein. Solche Nachteile hoffte ich überwinden zu können. Herr zu sein auf weitem, eigenem Gebiet, auf ihm sich eine eigene kleine Welt, eine Kulturstätte schaffen zu können, reizte mich vor allem. Hatten die alten Klosterleute vor Zeiten nicht auch so begonnen und in der Einsamkeit Kulturmittelpunkte geschaffen? So erwarb ich im November 1900 getrost das Gut und bewirtschaftete es zunächst bis Ostern 1901 von Ilfsburg aus. Die alten in Haubinda tätigen Leute behielt ich. Soweit es anging, wurden schon Vorbereitungen für die Ostern 1901 bevorstehende Übersiedlung getroffen. Vor allem mußte über die Frage entschieden werden: Wo soll auf dem großen Gute das Heim, die Schule, erbaut werden? In unmittelbarer Nähe des Hofes unter teilweiser Benützung der dortigen Gebäude? So hatte ich es auf der Pulvermühle gehalten und einen Teil nach dem anderen ausgebaut. Aber hier lagen die Verhältnisse doch anders. Für einen Ausbau geeignete Räume, wie ich sie auf der Pulvermühle vorfand, waren in Haubinda nicht vorhanden. Der viel umfangreichere und darum geräuschvollere Wirtschaftsbetrieb des Gutes, die zahlreicheren Arbeiter und die vielen Tiere konnten die Tätigkeit einer unmittelbar daran gebauten Schule leicht stören.

So entschied ich mich dafür, die Schule vom Gutshof getrennt, etwa 400 Meter weiter östlich auf einer Anhöhe am Waldestrand neu zu erbauen. Die Durchführung dieses Planes beanspruchte ungeahnt große Geldmittel, die den Preis des ganzen Gutes schließlich weit überstiegen. Diese aufzubringen war recht schwierig. Kam doch dabei eine hypothekarische Sicherheit nicht in Betracht, denn der Wert der Gebäude hing ja völlig von der noch unsicheren Zukunft der Schule ab. Bei ihrem Wachstum wurden immer neue Bauten notwendig. Im Lauf von etwa 12 Jahren entstand an jener Waldeinbuchtung ein kleines, abgeschiedenes Reich. In der Mitte das große, hohe Schulhaus, links daneben Maschinenhaus, Bäckerei, kleiner Gutshof; rechts Turnhalle, Werkstätten, Handwerkerhaus und längs des Waldrandes eine ganze Anzahl Schüler-Familienhäuser.

Alles Notwendige mußte zunächst von Ilfenburg aus angeordnet werden. Nur von Sonnabend Mittag bis Montag früh wollte ich vom dortigen Heim abwesend sein. Und doch gab es sehr viel in Saubinda vorzubereiten. Was ich mir vorgenommen hatte, habe ich auch diesmal durchgesetzt. Von Weihnachten bis Ostern 1901, ja hauptsächlich in den Osterferien selbst geschah es, ohne daß ich meine sehr umfangreiche Ilfenburger Arbeit mit u. a. etwa 25 Unterrichtsstunden in der Woche unterbrach. Zunächst baute ich ein altes Gebäude, das unten Jungviehställe, oben schmutzige, zerfallene Arbeiterwohnungen enthielt, in ein brauchbares Wohnhaus mit etwa 20 Zimmern um. Aus Balken und Brettern wurde im Garten neben dem Gutshof eine große Küche und Versammlungshalle errichtet, ein Gewächshaus in eine Klasse umgewandelt. Für etwa 60 Schüler mit Lehrern, Handwerkern und Personal war somit wenigstens für die mildere Jahreszeit bis zum Winter Platz geschaffen. Und nicht nur das. Noch vor Ablauf des Winters hatten wir

alles Holz, das man für einen großen Schulbau gebrauchte, im eignen Walde geschlagen und zum fernen Sägewerk am Thüringer Walde geschafft. Im Stil der Gegend, dem Henneberger Fachwerk, sollte gebaut werden, möglichst aus Eichenbalken. Wochenlang hatten alle Gespanne Steine, Sand, Kalk auf die Höhe gefahren. Schon war der Baugrund am Bergabhang geebnet, waren dort Kellerräume und Fundamente ausgehoben und ausgemauert, als wir Ostern Einzug in Haubinda hielten. Manche Reise in kalten Winternächten, viel Überlegung, Mühe und Geld hatte das alles schon gekostet. Aber vielmehr von alledem mußte noch aufgewendet werden, bis auch nur das Hauptsächlichste vollendet war.

Das Schaffen im Großen und Kleinen übte unendlichen Reiz auf mich aus. Strapazen aller Art konnten ihn durchaus nicht beeinträchtigen. Später aber drohten schwere Geldsorgen und Enttäuschungen ihn zu rauben. Keineswegs begnügte ich mich damit, bloß anzuordnen und zu beaufsichtigen. Meiner Gewohnheit gemäß packte ich überall selbst mit an. Bloße Aufseher der Arbeit, die nicht fähig und gewillt sind, überall selbst mit Hand anzulegen, und die nicht auch einmal zeigen können und mögen, wie alles gemacht werden muß, sind mir stets unangenehm gewesen. Bei der Schülerarbeit sind sie ganz unmöglich. Lassen sie doch das Hauptmittel zur Förderung einer Arbeit unbenutzt, das eigene Beispiel.

Gern erinnere ich mich an ein kleines charakteristisches Erlebnis aus den ersten Ostertagen. Verschiedene Eisenbahnwagen waren mit unseren Sachen angekommen, darunter viel seit Monaten in der Ilfenburger L. E. S.-Tischlerei von Kleinen und Großen Verfertigtes. Mühsam trug ich eine eiserne Bettstelle auf meinen Schultern über den Hof. Plötzlich wird die Last bedeutend leichter. Verwundert schaue ich rückwärts und

entdecke die Ursache dieses Umstandes in der Person eines hochgewachsenen Fremden, der sich mir dann beim gemeinsamen Weitertragen als Gustav Naumann aus Leipzig vorstellte. Solche Gäste konnte man schon gern haben. Ein guter Freund der Heime ist er geworden. Manches gute Büchlein vom Leben der Koblhöfer Jungen hat er später geschrieben.

Mitte April 1901 zogen etwa 40 alte Ilfenburger und etwa 20 neue Jungen in Haubinda ein. Viel frohes, bewegtes Leben gab es da. Viel zu entdecken, viel auch zu helfen. Bereitwillig und tüchtig waren dabei manche zur Hand, vor allem die alten Heimschüler, so die Gebrüder Willy und Otto Figner, Rothe, Zollmann, Prütz; Albert Fresenius kam später zu ihnen. Guten Willen hatten wohl noch manche andere. Aber auch Geschick und Ausdauer? Fast alle Neulinge mußten erst die einfachsten Anfänge der Arbeit erlernen. Und immer wieder hat es sich gezeigt, daß das übliche Stadtleben der besitzenden Klassen für praktische Arbeit jeder Art auf dem Lande unbrauchbar macht, wie es ja überhaupt eine Summe gesunder Instinkte und Anlagen vernichtet. Doch darf ich sagen: Wer großzügig, fröhlich, humorvoll und kein Pedant, dabei praktisch und erzieherisch begabt ist und Freude an der Arbeit jeder Art hat, kann schon Tüchtiges mit den Jungen fertig bringen und manche Mängel ausgleichen.

Unter den Lehrern fand ich besonders in zwei Schweizern, den Herren Frei und Zuberbühler, tüchtige Mitarbeiter. Leider verließen sie nach etwa einem Jahr Haubinda, zu einer Zeit, als das Heim getreue Helfer am dringendsten benötigte. In ihrer Schweizer Heimat gründeten sie in Glarisegg am Bodensee ein dem unseren ähnliches Heim, das sich gut entwickelte und immer treue Kameradschaft mit unserem hielt. Das Wachstum der Bewegung freute mich. Aber die Ausgewanderten fehlten

sehr. Hier in Haubinda waren alle Arbeiten viel umfangreicher und schwerer als in Ilfenburg; wie es manchmal schien, schier endlos. Lächeln mußte ich, wenn ein kluger Schriftsteller seinen Lesern bewies, daß es in so einem Heim nach einiger Zeit nichts mehr für die Jungen zu tun gäbe. Nach 20jähriger Arbeit liegt dieser Zeitpunkt immer noch sehr fern und wird wohl kaum jemals von uns erlebt werden. Jedenfalls könnten jene Weisen hier viele Jahre hindurch genug zu tun finden. Schon in den Osterferien kamen manche Jungen, um überall mitzuhelfen. Da galt es, die begonnenen Bauten zu vollenden, die Sachen auszupacken und aufzustellen, Fehlendes in Tischlerei, Schmiede und Schlosserei anzufertigen. Und dann vor allem einen neuen, großen Gemüse- und Obstgarten vor dem Neubau anzulegen. Dabei machten wir zum ersten Male die gründliche Bekanntschaft mit dem zähen, schwer zu bearbeitenden Haubindaner Boden. Viel Schweiß hat uns der damals und später gekostet. Im Mai gingen wir daran, einen völlig zugewachsenen Fischteich zu einem Schwimmbassin auszuheben. Eine Feldbahn wurde angeschafft, auch unsere Pferde halfen getreulich, dazu Monate hindurch alle Jungen. Aber zwei Sommer mußten vergehen, bis der Schlamm ausgehoben, der Boden mit Steinplatten ausgelegt, die Insel in der Mitte ummauert und das ganze Werk vollendet war. Schilf und Schlamm kamen aber mit den Jahren doch wieder. Da haben wir neben der Spielwiese ein zweites Bassin ausgegraben, es mit Eisenbeton ausgemauert und Quellwasser hineingeleitet.

Bald nach unserm Einzug in Haubinda mußte der Bau einer festen Straße vom Gutshof zu den Neubauten begonnen werden, damit die schweren Fuhren die Höhe hinauf kommen konnten. Schwierig genug war es, Steine herbeizuschaffen, und leider gab es nur ziemlich weiche Sandsteine auf unserem Gebiet.

Unsere eigenen Brüche gaben das Material zu den Grundmauern der Bauten her. Dazu mußte schließlich auch die alte Scheune erhalten, die in der Nähe des jetzigen Tennisplatzes stand und noch aus der Zeit des 30jährigen Krieges stammte. Gern hätte ich sie erhalten, aber sie war schon recht baufällig geworden. Als im Herbst nach langen Regengüssen unser Dampfkessel ankam und auf schweren Wagen von unseren sämtlichen Pferden zur Höhe hinaufgefahren wurde, sanken die Räder tief in die neue Straße ein und der Kessel stürzte plötzlich zur Seite in den Graben. Auf langen Balken mittelst Rollen und Winden mußte er dann nach oben gebracht werden. Fast die ganze Michaelisferienzeit war ich vom Morgen bis zur hereinbrechenden Nacht dabei mit beschäftigt.

Auch die Beschaffung von Wasser für das neue, beträchtlich höher als die Talsohle gelegene Heim gestaltete sich sehr schwierig. Neben der alten Scheune am jetzigen Tennisplatz entdeckten wir Spuren eines alten Brunnens. Der wurde ausgegraben. Aber das Wasser war zum Trinken ungeeignet. Ein bekannter Brunnensucher wollte mit Hilfe der Rute sicher Quellen entdecken. Er bezeichnete einen Platz etwa 20 Meter oberhalb des Neubaus. Aber 40 Meter tief mußte man bohren, bis Wasser kam und auch das war noch spärlich. So blieb mir nur noch eine starke Quelle übrig, die in der Nordwestecke des Gutsgebietes entsprang, etwas höher als das Erdgeschosß des Haupthauses. Leider war sie an 2 km vom Heim entfernt. Aber was half es? Eine Wasserleitung von da aus mußte angelegt werden. Wieder gingen jung und alt an die Arbeit, den langen, tiefen Graben durch die Wiesen hindurch auszuheben, die schweren gußeisernen Rohre abzuladen, herbeizutragen, verlegen zu helfen, den Graben zuzuwerfen. Ein tröstlicher Freudentag war es, als das erste Wasser zum Heim hinaufgelangte.

Im September schon, ein halbes Jahr nach unserer Ankunft, war das große Haupthaus vollendet. Die Bauart entsprach meinem Wunsch keineswegs völlig. Ein Stockwerk niedriger hatte ich es geplant, die breite Steintreppe sollte der Feuergefahr wegen bis nach oben führen. Küche und Speisesaal sollten tiefer liegen. Aber gegen die Meinung des „Geheimen Regierungs-Baurats“ war nicht aufzukommen. Die Folgezeit hat mir Recht gegeben und ich bin dann wie in Ilfenburg wieder mein eigener Baumeister geworden. Mein Bestreben wurde dabei, Zweckmäßigkeit und Schlichtheit mit Dauerhaftigkeit und Schönheit zu verbinden. Das gelang später um so besser, als Mittel und Zeit zur Verfügung standen. Am 1. Oktober konnten wir das neue Heim einweihen. Waren Sturm und Regen, der Sturz des mit Gästen vor dem Haupthause ankommenden Wagens dabei üble Vorzeichen? Manches Mal mußte damals unsere hohe Postkutsche mit den vier Pferden nach Hildburghausen fahren. Auto und Telephon gab es noch nicht bei uns, und doch hätten wir beides so gut gebrauchen können. So, als wir im Sommer jenes Jahres unsern ersten Unglücksfall hatten. In der Gutskoppel war ein Schüler unglücklich von einem Pferde geschlagen worden. Dem schnell herbeigerufenen Arzt des Nachbardorfes erschien zwar die Verwundung nicht so gefährlich. Ich ließ aber schnell aus Koburg den besten Chirurgen der Gegend kommen. Glückliche Umstände fügten es, daß es nicht zu spät war, als dieser feststellte, daß die Schädeldecke zertrümmert sei, und mit einem Meißel unserer Tischlerei die Operation vornahm. Alles gelang. Aber solche Erlebnisse forderten Nervenkraft.

Mit kleinen Meistern der umliegenden Dörfer und ihren Gesellen hatten wir mittlerweile den Bau einer Turnhalle in Angriff genommen. Wollten wir doch auch bei schlechtem

Wetter einen Platz zur Körperübung haben. Die Errichtung von Werkstätten, Wohnungen für verheiratete Lehrer und Handwerker wurde notwendig und mußte folgen. Neue Arbeit brachte im Sommer die Ernte und im Winter der Holzschlag. Bei beidem konnten die Jungen tüchtig mithelfen. Unendlich weit und reich war das Arbeitsfeld. Mit dem Umfang der Neuanlagen wuchsen aber trotz aller Sparsamkeit und rastloser Arbeit die Ausgaben zusehends. Für sie Kapitalien aufzubringen, war das Schwierigste, Unangenehmste und Undankbarste von allem. Auch hätte ich mir hundertfach mehr Arbeit und Mühe wünschen mögen, wenn ich nur dieser Sorgen überhoben worden wäre. Sie drohten mir alles zu verleiden und gönnten mir weder Tag noch Nacht Ruhe. Stärkster Kraftanspannung bedurfte es, um trotz alledem das regelmäßige Tagewerk zu vollenden.

Der Grund und Boden war durch Hypotheken der Kaufsumme belastet. Die Menge neuer Gebäude in diesem abgelegenen Winkel besaß nur „Liebhaber-Wert“. Eine Bankfirma der Gegend hatte zunächst Baugelder versprochen. Nun aber machte sie Schwierigkeiten und verlangte Sicherheiten. Nichts wurde mir bitterer, als die Radfahrten dorthin.

Und doch waren solche Gänge nicht zu vermeiden. Dabei wurde mir nichts so drückend und unangenehm, als der Gebrauch von Wechseln. Auch sie waren zeitweise nicht zu umgehen. Einer der schönsten Tage meines Lebens war es später für mich, als ich all dieser Verpflichtungen ledig wurde, den letzten Wechsel zerreißen und ins Feuer werfen konnte, wieder eigener Herr auf freier Scholle war! Doch bis dahin sollte es noch lange währen!

Inzwischen war für mich noch beträchtliche Arbeit dazugekommen. Den von mir mit übernommenen Inspektor hatte

ich schon im ersten Herbst entlassen müssen. Seitdem bewirtschaftete ich für längere Zeit das 1360 Morgen große Gut allein. Besondere Schwierigkeiten bereitete die Bearbeitung des hier vorgefundenen Bodens, die eine ganz andere sein mußte, als die mir vertraute pommersche. Dieser rote ton- und feuerhaltige Thüringer Acker ist nur durch Frost, Regen und Sonnenschein mürbe zu bekommen. Auf das Genaueste muß man den richtigen Augenblick zur Bearbeitung abpassen. Mit Tiefkultur wie bei uns in Pommern war hier nicht viel anzufangen. Die Pferde mußten beim Pflügen voreinander angespannt werden, da der Boden nicht zertreten werden darf, weil er dann steinhart wird. Dazu kam die schwierige Ausrottung des mir bis dahin unbekanntes Flughafers und der Ackerwinde. Da galt es also, sich einzuarbeiten und vorzusehen, daß man nicht sehr teures Lehrgeld bezahlen mußte. Um Zeit zu ersparen, erledigte ich die Außenwirtschaft zumeist zu Pferde, ritt ich doch gerne, zumal auf meinem lieben Hans. Trotz aller Schwierigkeiten machte mir die landwirtschaftliche Tätigkeit viel Freude. Doch mußte ich erfahren, daß der zähe thüringische, etwa 400 m hochgelegene Lettenboden bei weitem hinter den Erträgen der milderen, tiefer gelegenen norddeutschen Ebene zurückbleibt.

Für die Arbeiter hatte ich von jeher gern gesorgt. So ging ich auch hier sofort daran, die vernachlässigten Wohnungen zu verbessern, die Löhne zu erhöhen, die Arbeitszeit zu verkürzen. Hier wie im L.E.S. Ilfenburg bemühte ich mich, allen Arbeitslosen, die zu uns kamen, bei uns Arbeit zu verschaffen. Manche von diesen hatten durch Trunk und Straßenleben sehr gelitten und nahmen die angebotene Arbeit nicht auf. Andere verließen sie früher oder später wieder. Dritte machten sich durch immer wiederkehrende Trunksucht unmöglich. Aber wenige

blieben viele Jahre hindurch und wurden aus Trinkern und Obdachlosen ordentliche, feßhafte, fleißige Menschen. So der alte Reinhold und Marquardt in der Pulvermühle und Erler in Bieberstein. Bald hatte ich auch hier in Haubinda einen Stamm von Arbeitern und Handwerkern beisammen, von denen einige ununterbrochen bei uns geblieben sind. Nicht nur ihr materielles, sondern vor allem auch ihr geistiges und sittliches Wohl lag mir am Herzen. So ließ ich sie an allen unseren Kapellen und Feierlichkeiten in unseren Bretterhäuschen oder unter den Bäumen im Garten teilnehmen. Da saßen sie dann mit ihren Frauen und Kindern nach des Tages Arbeit neben unseren Jungen, die schon manches Mal Schulter an Schulter mit ihnen gearbeitet und geschwitzt hatten. Ich las oder erzählte, die Jungen sangen. Allen Gliedern der Gemeinschaft wollten wir etwas bieten.

An den Sonntagabenden aber gingen wir alle zur Eiche neben der „Grust“, der stillen Grabstätte früherer Gutsherren. Da lagerten wir uns unter den breiten Ästen. Ein Lied wurde gesungen und ich sprach über irgend eine der großen Fragen, die jeden tieferen, tüchtigen Menschen beschäftigen. Die Kunde von unseren „Feldgottesdiensten“ mochte wohl laut geworden sein. So kamen denn im Laufe des Sommers Anwohner der weiteren Umgegend zu uns. Junge und Alte schauten vom Waldestrand, unter des Eichbaums gewaltigen Ästen, ins weite Land hinein und tauschten Wort und Lied.

Als wir später vom Gutshof zum „Neubau“ hinaufgezogen waren, wurde dieser Zusammenhang mit der Gutsgemeinde und den Landbewohnern leider lockerer. Die von schwerer Arbeit Ermüdeten konnten nicht mehr allabendlich zu uns emporsteigen. Fand aber eine vaterländische Feier statt, oder spielten wir in unserer Turnhalle etwa halbjährlich Theater, dann kamen sie

von nah und fern. Halle und Speisesaal konnten kaum alle fassen, so daß wir noch Galerien bauten. Stücke wie: Die Räuber, Wallenstein, Götz von Berlichingen, Minna v. Barnhelm, später auch solche von Wildenbruch wurden mit viel Hingebung und Erfolg gespielt. Von jeher war es mein Plan, das Leben der Arbeiterfamilien zu verschönern und zu veredeln. Leider blieb mir wenig Zeit für diese Bestrebungen. War es möglich, alles zugleich fertigzubringen? Unterricht und Erziehung der zahlreichen Jungen, Leitung und Verwaltung von Schule und Gut? Noch hatte ich verhältnismäßig wenige Hilfskräfte außer den Jungen. Die Lehrer beschränkten sich im allgemeinen auf den Unterricht und zeigten nur ausnahmsweise Geschick und Ausdauer für die praktischen und erzieherischen Arbeiten. Ich konnte froh sein, wenn jeder von ihnen im Unterricht Gutes leistete. So war ich damals noch immer mein eigener Sekretär, Buchhalter, Inspektor, zumeist auch Gärtner und Hauptlehrer in Geschichte, Religionsgeschichte und Deutsch. Dazu unternahm ich an den Sonn- und Festtagen mit den Jungen sehr oft Radfahrten oder Wanderungen in die nähere und fernere Umgegend, spielte und turnte mit ihnen.

Für eigene wissenschaftliche Vorbereitung sowie für Anleitung der Mitarbeiter blieb leider, zumal in diesem ersten Jahr, nicht so viel Zeit und Ruhe, als ich mir wünschen mußte. Das trug wohl dazu bei, daß es mir später an Fühlung mit der Lehrerschaft im Heime mangelte. Oft dachte und sagte ich: Wer von mir lernen wolle, möge nur selbst Augen, Ohren und Herz offen halten, auf meine Tätigkeit achten, in meinen Unterricht kommen, mich befragen. Erwachsenen Menschen, meinte ich, müsse völlige Freiheit gewährt werden. Sie unmittelbar beeinflussen zu wollen, sei unvornehm. Mein Hauptarbeitsgebiet seien die Jungen. Das Entscheidende beim Erzieher

waren mir Veranlagung und Charakter. Manche hatte ich mühsam zu tüchtigen Lehrern heranzubilden versucht und nach kurzer Zeit hatte sie die Pensionsberechtigung in den Staatsdienst gelockt. Was sollte aber werden, wenn andere, die in Gesinnung und That abwichen, neu Hinzukommende zu beeinflussen suchten? Zwar hatten wir stets Einrichtungen, wie Besprechungen von Probestunden und erzieherischen Fragen. Aber war das alles genug? Mich um Sonderabsichten und Pläne von Erwachsenen zu kümmern, lag mir sehr fern. Geselligkeit und Verkehr herkömmlicher Art verschmähte ich. Und doch sollte ich auch später wieder erfahren, daß man nicht ohne Schaden allein in seiner Welt für sich leben kann, und daß man bei einem umfangreichen Werk auf Verständnis und Treue, auch der Erwachsenen angewiesen ist. Hatte diese Beschränkung auf meine eigne Arbeit mir nicht schon in der Niederlösnis geschadet? Bei allem kam es mir auf die Sache selbst an. Ich setzte voraus, das sei bei jedem ebenso. Die Zeit kam, in der sich diese Meinung als Täuschung erwies.

* * *

Das erste Haubindaner Jahr ging seinem Ende entgegen. Die Zeit nahte, in der unsere Untersekundaner zum ersten Male in einer Prüfung nach außen hin Zeugnis über den Erfolg unserer Arbeit ablegen mußten. Ich schätze den Wert solcher Proben nicht besonders hoch ein. Wußte ich doch, von wie vielen Zufälligkeiten ihr Erfolg abhing. Hatten wir doch ganz andere Ziele verfolgt. Ob, und wie weit diese erreicht waren, war für uns ausschlaggebend. Auch konnte uns keine Behörde die schwere Verantwortung für die einzelnen Schüler und die Sache selbst abnehmen. Aber trotzdem blieben jene Prüfungen und Berechtigungen unabweissbare Größen. Hochschulbesuch

und Erlangung der meisten Stellungen im Heeres- und Zivildienst ist von ihnen abhängig gemacht. — Die Angehörigen der Jungen, diese selbst und viele am Heim Anteilnehmende, nicht zuletzt die Behörden waren gespannt auf den Ausfall unserer ersten Prüfung. Etwa 12 Sekundaner von uns hatten sie an der Realschule in Sonneberg zu bestehen. Ich fuhr mit ihnen dahin, wie ich es zumeist auch später tat, um sie bei dem Leiter der Schule vorzustellen, alles Notwendige zu besprechen und Verständnis für unsere Arbeit anzubahnen. Unterwegs haben wir zumeist noch tüchtig zusammen wiederholt, dann kehrte ich wieder nach Saubinda zurück.

Nie werde ich den Abend im März 1902 vergessen, an dem die Jungen zurückerwartet wurden. Es war spät geworden. Die erhoffte Nachricht von Sonneberg war nicht gekommen. In der Richtung auf Linden zu ging ich den Jungen entgegen, dort wartete ich an der einsamen Landstraße bis gegen Mitternacht. Wohl hatten die meisten jahrelang tüchtig bei uns gearbeitet, wohl konnten wir mit ihnen zufrieden sein. Aber an die vorgeschriebenen Lehrpläne hatten wir uns keineswegs streng gehalten, wo wir Wertvolleres und Wichtigeres glaubten bieten zu können. Würde man berücksichtigen und bewerten, was bei uns an Stelle dieser vorgeschriebenen Pensen erlernt worden war? Diese ernste Frage tauchte damals zuerst auf und kehrte dann alle Jahre wieder. Nicht alle Schüler waren bei uns etwa von VI ab einheitlich vorgebildet. Waren sie doch aus ganz verschiedenen Ländern, Schulen, Klassen zu uns gekommen. Manchem von ihnen war die Arbeit keineswegs leicht gefallen. Andere hatten gesundheitliche Fehler gehabt. Aber jede individuelle Berücksichtigung ist bei solchen Prüfungen ausgeschlossen. Schon an sich ist es sehr schwer, fremde Schüler zu prüfen, in der kurzen

zur Verfügung stehenden Zeit herauszubekommen, was sie wissen und leisten können. Bedeutend erschwert wird dies noch, wenn nach abweichendem Lehrplan und Methode unterrichtet worden ist. Verwunderlich ist es darum nicht, daß in einzelnen Fällen Schüler falsch beurteilt werden, einige, die es nicht verdienen, nicht bestehen, bei anderen das Gegenteil geschieht.

Damals hatte ich noch gar keine Erfahrung auf diesem Gebiet. Somit war mir der Ausfall völlig unsicher. Was würde bei ungünstigem Ergebnis aus den Heimen werden? Sicher würden dann viele Eltern abgeschreckt werden, ihre Kinder zu uns zu schicken oder bei uns zu belassen. Und doch waren wir auf eine beträchtliche Schülerzahl mehr denn je angewiesen. Denn die umfangreichen Bauten und Einrichtungen waren für eine große Zahl bestimmt und hatten viel Geld verschlungen. Würden die klugen Direktoren der Bank dem Heim Kredit bewilligen, falls der äußere, für sie entscheidende Erfolg ausblieb? Die Lage war damals genau so wenig beneidenswert wie später! Diese Schwierigkeit hatte ja schon so manche Reformen zurückgeschreckt. Sie hat bewirkt, daß die vielen Privatschulen schließlich zum Modell der Presse die Zuflucht nahmen und schleunigst die „Militärberechtigung“ erwarben.

Mitternacht war längst vorüber, als ich nach langem, vergeblichem Warten zuhause ankam. Raun aber war ich nach kurzem, unruhigem Schlaf erwacht, so begrüßte mich in der Frühe die Botschaft, daß alle bis auf einen die Prüfung bestanden hätten und bald eintreffen würden. —

Damals wie später hat man mich oft dazu aufgefordert, mir die „Berechtigung“ zu verschaffen, die Prüfung der Schüler in Haubinda unter Mitwirkung der eigenen Lehrer abzuhalten.

Gewiß hätte dieß mancherlei Vorteile mit sich gebracht. Aber wäre unseren Heimen die volle Bewegungsfreiheit geblieben? Gewiß hätten manche besorgte Eltern uns bereitwilliger denn zuvor ihre Kinder übergeben. Aber würden dann nicht auch unsere Heime ähnlich wie die Pressen von solchen überschwemmt worden sein, denen es nur auf den Einjährigen-Schein ankam? Um solcher Zweifelsfragen willen sah ich von der Erlangung der Berechtigung ab und nahm die Nachteile dieses Verzichtes gern in Kauf. Dem Schüler die Lage zu erleichtern durfte und darf nicht höchstes Bemühen sein. Wenn es den späteren Schülern des D.L.E. Hs. ebenso wie diesen ersten gelang, neben den Anforderungen der Heime auch noch die staatlichen Ansprüche zu befriedigen, so hatten sie damit zweifellos eine Probe ihres Willens und Könnens bestanden, die für das ganze Leben von Wert war. Mochten sie sich darum nur tüchtig plagen. Früher oder später mußte ja die Zeit kommen, in der die Prüfungen vernünftiger und gerechter abgehalten und in der die Forderungen der Bedeutung der Berechtigung wenigstens einigermaßen entsprechen würden.

Von der Entwicklungsfähigkeit der Schüler, der erzieherischen Begabung der Lehrer und der Tüchtigkeit des Leiters hängt der Erfolg einer Schule ab. Nicht leicht war es mir, für zwei, später für noch mehr Heime, fähige, zuverlässige Mitarbeiter in genügender Anzahl zu beschaffen. Hatten doch die öffentlichen Schulen selbst großen Mangel an Lehrern! Hielt doch die vorgesetzte Behörde in Wernigerode aus diesem Grunde schon die Durchführung meiner Pläne für unmöglich. Mit den hohen Gehältern und Pensionen des Staates konnte und wollte ich nicht wetteifern. Nicht materielle Vorteile, sondern innere Überzeugungen mußten für die Arbeit bei uns gewinnen. Zwar zeigten sich immer wieder Männer und

später auch Frauen für die Mitarbeit an den Heimen begeistert und meldeten sich für sie. Aber immer war es zunächst fraglich, ob der Betreffende auch wirklich den Anforderungen gewachsen sei. Sehr selten waren die, welche auf theoretischem sowohl als auch auf praktischem Gebiet tüchtig waren, und auch an Spielen und Wanderungen der Schüler gern und mit Erfolg teilnehmen konnten. Für die Ausübung dieser Art Pflichten konnte man sich im Vaterlande kaum genügend vorbereiten. In England hatte ich selten guten Unterricht, aber oft gute Erzieher gefunden. In der Heimat war es umgekehrt. Praktische Arbeit war damals in deutschen Schulen noch nicht üblich. Schulung dafür hatte in Lehrerkreisen gerade erst begonnen.

So mußte ich selbst immer wieder von neuem Kräfte heranzubilden suchen. Enttäuschungen mancherlei Art konnten nicht ausbleiben. Die Hoffnung auf dereinstige Mitarbeit eigener Schüler mußte mich trösten.

Aus Stadt und Land, dem Inland wie Ausland kamen unsere Schüler. Kinder vor allem der schaffenden und unabhängigen Kreise, der Landwirtschaft, der Industrie, des Großhandels. Keineswegs unterschätzte ich die Bedeutung des Elternhauses für die Erziehung. Wo Einflüsse, Umgebung und Lebensweise ihrer Entwicklung günstig waren, blieben die Kinder jedenfalls am besten zuhause. Aber viele unserer Heimbürger hatten beide Eltern oder wenigstens einen von beiden verloren. Andere fanden in ihrer Umgebung keine passende Schule, dritte sollten vor körperlicher Verkümmern bewahrt und gekräftigt werden. Manche, und das war uns am erwünschtesten, wurden uns lediglich aus Begeisterung für die Art unserer Erziehung gebracht. Neben Kindern von Auslands-Deutschen drängten mit der Zeit auch zahlreiche israelitische

und ausländische herein. Dadurch wurde der einheitliche und nationale Charakter des Heims in Frage gestellt. Schweizer Schüler blieben nach Entstehung des Heims Glarisegg fort, ebenso englische infolge des stärker werdenden politischen Gegensatzes. Besonders zur Zeit des russisch-japanischen Krieges und der russischen Revolution suchte man für zahlreiche polnische und russische Kinder um Aufnahme nach. Aber konnte man darüber erfreut sein?

Die halb oder ganz semitischen Schüler zeigten meist wenig Lust und noch geringere Fähigkeit für praktische Arbeiten. An geistiger Gewandtheit, Schlagfertigkeit übertrafen sie die Kameraden, die ihnen gegenüber oft schwerfällig und schüchtern erschienen. Besonders deutlich trat das bei den Erörterungen der ganzen Schule über L. E. S. Angelegenheiten und allgemeine Fragen in der Kapelle zutage. Schließlich kam es dahin, daß außer den Israeliten sich kaum einer an den Debatten beteiligte. Noch schlimmer wurde es, als ich einen jüngeren israelitischen Privatgelehrten angestellt hatte. Mit ihm war ein Mittelpunkt für alle halben oder ganzen Semiten bei uns gegeben. Ein offener Zwiespalt trat dadurch bald hervor. In diesen wie späteren Fällen habe ich den groben Fehler gemacht, in der Wahl meiner Mitarbeiter lange nicht vorsichtig genug zu sein. Von meinem fast blinden Vertrauen auf wohlklingende Beteuerungen hin mußte ich erst durch argen Schaden geheilt werden. Ich mußte lernen, Gutmütigkeit und Mitleid da nicht mitsprechen zu lassen, wo lediglich das Interesse der Sache entscheiden darf.

Mir selbst lagen von Hause aus antisemitische Neigungen durchaus fern. Der Vater lebte in den Anschauungen von Lessings Nathan. Auf den Schulen, die ich besucht hatte, waren nur ganz wenige Israeliten gewesen. Soweit sie von

den Kameraden nicht gut behandelt wurden, hatte ich mich ihrer stets aus Mitleid und Gerechtigkeitsgefühl angenommen. Mit einem von ihnen war ich befreundet. Ich hatte Israeliten in das L. E. S. aufgenommen, wenn sie unseren allgemeinen Bedingungen einigermaßen entsprachen. Nun aber mußte ich erleben, wie unsere sachlichen Bestrebungen durch gar manchen von ihnen gestört, wie die körperliche Arbeit und die schlichte ländliche Kultur herabgesetzt, wie jede Art städtischen Wesens ihr gegenüber bevorzugt wurde, obwohl doch Übereinstimmung mit unseren Grundsätzen Vorbedingung der Zugehörigkeit zu unserem Kreise war. Unzufrieden zogen sich die Andersdenkenden von diesem lauten Treiben zurück. Wenn es aber so weiter ging, würde ich schließlich nur noch Juden, Polen und Russen in meinem Heim gehabt haben. Bevorzugung des Persönlichen gegenüber dem Sachlichen, des lauten Wortes anstelle der stillen Tat, dies und vieles damit Verbundene war durchaus nicht nach meinem Sinn und das gerade Gegenteil von dem, was ich mit der Gründung der Heime bezweckt hatte.

Darum wollte ich jenem Wesen ein Ende machen und betonte in meinem Prospekt noch stärker als zuvor den deutsch-nationalen und germanischen Charakter meiner Heime, in die nur ausnahmsweise und in kleiner Anzahl Ausländer und Israeliten aufgenommen werden sollten. Den im Heim Befindlichen wollte ich damit keineswegs zu nahe treten. Dennoch wurde von seiten meines jüdischen Mitarbeiters eine leidenschaftliche Werbetätigkeit gegen mich begonnen. Bald mußte sie zum Bruch führen. Die tieferen Beweggründe meiner Denk- und Handlungsweise konnten vielen, zumal den Jüngeren, umso weniger klar werden, als es mir fern lag, mich zu verteidigen.

Verständnisvolle und begeisterte Freunde fanden sich allerdings auch immer wieder ein. So Dr. Hans v. Kap-her. Lebhaft erinnere ich mich noch des Tages, als die ganze Familie bei uns in Haubinda einzog: die Eltern, der kleine Georg, die Schwestern und mit ihnen der schöne, langhaarige Jagdhund. Längere Zeit wohnten sie bei uns auf dem Gut. Später hat der Vater, früherer Privatdozent der Geschichte in Göttingen, zeitweise bei uns Geschichtsunterricht erteilt. In den Aufsätzen „Eine Reise durch die Landerziehungsheime“ und „Aristokratische Erziehung“ hat er dauernd wertvolle Arbeit für unsere Heime geschaffen.

Baron Dr. Michael von Pidoll, langjähriger Leiter der Theresianischen Akademie in Wien, des ältesten und vornehmsten österreichischen Alumnats, war ein weiterer verständnisvoller, treuer Freund unserer Heime. Oft kam er als Gast zu uns. In Österreich versuchte er Ähnliches zu schaffen, die Verlegung der Theresianischen Akademie auf das Land und deren Umgestaltung in ein L. E. S. durchzusetzen. Als er dabei die Unterstützung der Regierung nicht fand, legte der charaktervolle Mann sein Amt nieder, widmete sich aber der erzieherischen Reformarbeit rastlos weiter. — Viele Eltern wurden begeisterte, treue Freunde der Heime. Die meisten von ihnen fanden sich später im „Verein der Freunde der L. E. He.“ zusammen, von dem weiter unten die Rede sein wird. Von Frauen trat wohl Bertha von Petersenn am tatkräftigsten für unsere Sache ein. Ihr L. E. S. für Mädchen hatte sie inzwischen von Wannsee nach Gaienhofen am Bodensee verlegt. Erfolgreich entwickelte es sich dort weiter. In Italien gründete Frau Baronin Alice Franchetti, Gattin eines römischen Senators, auf ihrem umbrischen Landgut ein Heim für arme Kinder. In schwerer Zeit waren mir diese Freunde ein hoher Trost. Sie und

andere Getreue entschädigten reichlich für trübe Erfahrungen. Waren die frohen ohne die trüben überhaupt möglich?

An Schülern hatte ich noch mehr Freude als an Erwachsenen. Für viele von ihnen erwies sich das Haubindaner Leben sehr geeignet. Mit Begeisterung nahmen sie an allem auf dem Gut und im Heim teil. Einer der hingebendsten und treuesten Freunde und Helfer wurde mir Albert Fresenius. Für den Beruf des Landwirtes war er gleichsam vorher bestimmt. Im November 1903 erkrankte er an einer schweren Nierenentzündung und starb in der Nacht zum 1. Dezember; der erste Tote in den Heimen! Was dieser junge Freund und sein Tod mir bedeuteten, habe ich im Büchlein „Freseni“ erzählt. Unvergessen wird er im Heim bleiben!

* * *

Drei Jahre lang hatte ich in Haubinda gewirkt. Gar manches war in diesem Zeitraum auf dem Thüringer Landgut geschaffen worden. Kam man von Süden oder Westen, von Schlestart oder Westhausen abends über die Berge, so leuchteten die zahlreichen Fenster des hohen Haupthauses und der verschiedenen Nebenhäuser im hellen Licht dem Wanderer entgegen. Eine kleine Kolonie, die bald an 200 Menschen umfaßte, war hier in kurzer Zeit entstanden. Scherzend konnte ich wohl sagen, in jedem Heim hätte ich 5 Heime, eins für die Jungen, eins zur Ausbildung von Erziehern, ein drittes für junge Mädchen zur Erlernung des Haushaltes, ein viertes für landwirtschaftliche Schüler und das fünfte für Arbeitslose. — Am Waldrande hatte Frau Konsul Klostermann ihr Holzhaus gebaut und sich dort mit ihrer Familie niedergelassen. — In Feld, Wald, Garten, Haus und Klasse war tüchtige, z. T. sehr harte Arbeit getan worden. Manchen Baum hatten

jugendliche Arme im Walde gefällt, manchen Baum aber auch im Garten gepflanzt. Manche Höhle und Hütte war von den Jungen in ihrer Freizeit gebaut und eingerichtet worden. Ja, im Wipfel einer hohen Eiche hatte der zähe, unermüdliche Wolfgang von Bethusi kunstvoll eine Baumhütte errichtet. — Zu Rad und zu Fuß war an Freinachmittagen und Sonntagen die nähere und fernere Umgegend oft von uns durchstreift worden, bis hin zum Maintal im Süden, zu den Rhönbergen im Nordwesten, durch den Thüringer Wald im Nordosten. Michaelis- und Pfingstferien hatten uns weiter in den Frankenwald, Böhmerwald, das Fichtelgebirge, den Taunus, Odenwald und Schwarzwald geführt. — Eine von Schülern (W. Fikner) herausgegebene Monatschrift erzählte von unserem Leben und veranschaulichte es durch Zeichnungen. Schon überstieg die Schülerzahl die 100 und immer noch trennte ein Jahr die ältesten Schüler vom Zeitpunkt der Reifeprüfung. Herzog und Regierung des Landes bewiesen dem Heim Vertrauen und Wohlwollen. Ebenso die Eltern, die ich zum Beginn jeder Weihnachtsferien zu einem Elternabend nach Berlin einlud. Zu Pfingsten aber kamen viele im Heim zusammen, sei es in Ilfenburg, sei es in Haubinda.

Die Gutswirtschaft war „intensiver“ geworden, der Viehstand vermehrt und veredelt, der Boden tiefer bearbeitet, der Ertrag der Wiesen und Felder vergrößert, die Hofgebäude verbessert und erweitert. — Mit Aufmerksamkeit und Anteilnahme folgte die Landbevölkerung der Umgegend der Entwicklung auf dem Gut und in der Schule. Gar mancher Handwerker, Arbeiter und Meister der Nachbarschaft wurde von uns beschäftigt und hatte besseren Verdienst.

Manches Mal war ich während dieser drei Jahre, zumal kurz vor Ferienbeginn, durch den Thüringer Wald und die

Harzberge in mein Ilfenburger Heim gefahren. Die Ferien legte ich jetzt und später so, daß ich zum Schluß und Anfang an jedem der beiden Plätze sein konnte. Die Trennung der Älteren von den Kleineren hatte sich im allgemeinen gut bewährt. Auf sich allein angewiesen, getrennt von den Größeren, waren die Kleineren selbständiger geworden. Noch besser als zuvor konnte das L. E. S.-Leben ihrem Alter, ihren Kräften und Neigungen entsprechend gestaltet werden. An die Stelle der nach Haubinda übergesiedelten Präfekten traten Lehrer als Familienväter. Durch gegenseitige Besuche der Glieder beider Heime suchte ich den Zusammenhang zwischen ihnen zu wahren. So fuhr manch einer zur Weihnachtszeit zu den Ilfenburger Kameraden und freute sich mit mir an ihrem fröhlichen Weihnachtsspiel.

Neben diesen und anderen Anzeichen und Beweisen einer erfreulichen Entwicklung unserer Bewegung fehlten keineswegs Gefahren, Mängel, Sorgen und Enttäuschungen. Den im Ilfenburger Heim zurückgelassenen Stellvertreter hatte ich auf Wunsch der Schulregierung, die wegen seiner Stellungnahme zur Kirche unzufrieden war, durch einen anderen Mitarbeiter ersetzen müssen. Ich übernahm ihn dann nach Haubinda, wodurch später noch viel größere Schwierigkeiten entstanden. Eine einheitlich und vertrauensvoll zusammenarbeitende Mitarbeiterschaft fehlte mir, wie gesagt, leider noch in Haubinda. An den praktischen Arbeiten nahmen wenige Erwachsene teil, am Sport zumeist nur die englischen Lehrer. Die politischen und kirchlichen Anschauungen mancher wurden radikaler, als ich für richtig hielt. In Konferenzen stießen diese Gegensätze bereits aufeinander. Manche Lehrer hatten zwar guten Willen, aber noch wenig Erfahrung, Festigkeit und Disziplin. Die Lebenshaltung anderer ließ zu wünschen übrig. Dazu kamen

die großen finanziellen Sorgen und Schwierigkeiten, die trotz rastlosem Fleiß und einfachster Lebensweise kein Ende nehmen wollten. Ernste Gefahren, die dem Heim drohten, konnten einem aufmerksamen Blick kaum entgehen. Und doch entschied ich mich gegen Ende des dritten Jahres dafür, Saubinda zu verlassen und noch ein weiteres Heim zu begründen! Wie kam ich dazu? War es Leichtfinn, Verblendung? Mangel an Seßhaftigkeit und Ausdauer?

* * *

In Tagesschulen, fast ausnahmslos auch in Alumnaten, sind die verschiedenen Altersstufen der Kinder vereinigt wie in der Familie. Daß dies Zusammensein einige Vorteile haben kann, soll nicht geleugnet werden. Bedeutsame Anregungen und Antriebe mancherlei Art können jüngere Schüler von älteren bekommen. Noch wertvollere Gelegenheit zur Hilfsbereitschaft, Fürsorge, zu verantwortlichem Handeln bietet sich für die Älteren im Verkehr mit den Jüngeren.

Diesen Vorteilen stehen aber besonders in Alumnaten größere Nachteile gegenüber. Ist doch in ihnen bei dem engen Zusammenleben aller von der Frühe bis zum Abend die gegenseitige Beeinflussung der Schüler eine viel stärkere als in Tagesschulen. Die nicht seltenen Fälle schlimmer Beeinflussung, üblen Beispiels, der Gewalttätigkeit von seiten der Älteren sind da zu bedenken. Aber selbst, wenn die großen Schüler die besten Absichten hegen und die Kleinen gut beeinflussen wollen, so bleibt doch oft recht zweifelhaft, ob ihnen dies gelingt, und ob sie nicht mehr schaden als nützen. Denn die Einsicht, was den Jüngeren förderlich sei, wird auch Gutwilligen nicht selten fehlen. So kann man erleben, daß ältere Kameraden kleineren Bücher geben und Dinge erzählen, welche diesen keineswegs

heilsam sind; daß sie ihnen Anstrengungen, z. B. auf Rad-
fahrten, zumuten, die oft dauernden Schaden bringen. So
werden die Älteren nur zu leicht die selbständige Entwicklung
der Jüngeren hemmen. Diese gewöhnen sich daran, das Beispiel
jener nachzuahmen, sich ihrer Führung anzuvertrauen, sich von
ihnen helfen zu lassen, anstatt sich auf sich selbst zu besinnen,
sich selbst anzustrengen, eigene Wege zu suchen. Die ganze
Erziehung im L. E. S. bezweckt aber, das Kind dahin zu
bringen, sein eigener Führer und Herr zu werden, selbständig
zu suchen, zu arbeiten, zu schaffen, Schwierigkeiten zu über-
winden, sich Ziele zu setzen und möglichst selbst zu erreichen.
Aus sich heraus, aus eigener Natur und Kraft sollen sie, wenn
auch mühsam, vorwärts kommen. Dabei waren nur die not-
wendigsten Hilfen in weiser Zurückhaltung, ohne Aufdringlich-
keit und ohne unnötigen Zwang vom Erzieher zu leisten.

Schon in der Familie bedingt das verschiedene Alter der
Kinder Verschiedenheiten im Zusammenleben und in den Ein-
richtungen. Bei der größeren Kinderzahl im Alumnat werden
diese noch viel erheblicher. Man denke z. B. nur an das
unterschiedliche Bedürfnis an Schlaf und das ungleiche Fassungs-
vermögen der Kinder.

Drei Altersstufen der Jugend heben sich etwa von ihrem
sechsten bis zum 20. Lebensjahr unschwer voneinander ab: die
Stufe der früheren Kindheit (Unterstufe), die Übergangszeit
(Mittelstufe) und das Jünglingsalter (Oberstufe). Die großen
Unterschiede zwischen der ersten und dritten springen in die
Augen. Daraus ergibt sich, daß eine Zwischenstufe sie ver-
mitteln, sie überbrücken muß. Ist nun der Erzieher verpflichtet,
jeder dieser Stufen gerecht zu werden, jede ihrer Eigenart ent-
sprechend zu behandeln, so wird ihm diese Aufgabe dadurch
bedeutend erleichtert, daß er die Altersklassen trennt. Fürs

Alumnat bringt das den weiteren großen Vorteil mit sich, daß einer Überfüllung, einer schablonenmäßigen und unterschiedslosen Massenbehandlung vorgebeugt und der heimartige Charakter gewahrt bleibt; daß in Wohnung, Ausstattung, Kleidung, Ernährung, Schlaf, Arbeit, Spiel, bei Kapellen und Feierlichkeiten, kurz überall, alles und jedes der Altersstufe angepaßt werden kann. Die Grenzen brauchen niemals zu eng zu werden. Umfaßt doch jede Stufe mindestens drei, die erste sogar wenigstens sechs Jahre. Auch braucht solche Dreiteilung durchaus nicht mechanisch gehandhabt zu werden. Denn die Übergangsstadien von einer zur andern Stufe werden zweckmäßig an jedem der betreffenden Plätze vorhanden sein, so daß der einzelne, je nach dem Stand seiner Entwicklung, ein Jahr früher oder später dem folgenden Heim anvertraut werden kann.

Die Trennung unserer Unter- und Mittelstufe hatte sich bereits in den ersten drei Jahren bewährt. Durch die Tatsachen, die in den Heimen Ilfenburg und Haubinda vor aller Augen lagen, wurde sie gerechtfertigt. Jedes von den beiden Heimen hatte seinen eigenen Charakter gewonnen. Bei den Kleinen herrschte das Spiel, die ungezwungene Phantasie, die Welt des Märchens und der Sage vor. Gut, daß die „klügeren“, älteren Kameraden nicht zugegen waren. So naiv kindlich, rückhaltslos vertrauensvoll, ohne Berechnung hätten die Kleinen sich sonst wohl kaum in ihrem Tun und Lassen, Spiel und Verkehr geäußert. Enger Zusammenschluß der „Familie“ unter sich und mit dem „Familienvater“ war deutlich zu bemerken.

In Haubinda hingegen trachtete jeder Junge nach Selbstständigkeit. Engere Freundschaften weniger untereinander bildeten sich. Solche Freunde unternahmen gern größere Werke miteinander, den mühsamen Bau einer Höhle oder Hütte, oder sie suchten Abenteuer zusammen zu bestehen. Beim Anschluß

an andere, auch Erwachsene, verfahren sie schon kritischer. Unterordnung fiel ihnen bedeutend schwerer. Den Kleinen war sie selbstverständlich.

Inzwischen aber waren die ältesten Schüler Saubindas den Ubergangsjahren erwachsen. Sollte man diese reiferen Jünglinge dauernd mit den Jüngeren zusammenlassen? Ausgeprägte Begabungen und Neigungen wissenschaftlicher, technischer, künstlerischer Art traten schon hervor. Mit ihnen das Bedürfnis, Zeit, Ruhe, Gelegenheit zu finden, die erwachenden Fähigkeiten in strenger Einzelarbeit zu schulen und zu betätigen. Diesem berechtigten Wunsche suchte ich Rechnung zu tragen.

